

Gespräch unseres Hospizpatienten Friedrich-Wilhelm Wortmann mit Till Stoldt (WELT).

Nur wenige Tage nach dem Interview ist Herr Wortmann friedlich im Lukas-Hospiz in Herne verstorben.

„Man muss keine Angst haben“

Ja, es ist todernst: Friedrich-Wilhelm Wortmann, 74 Jahre jung, verheiratet, zwei Kinder, wird voraussichtlich bald sterben. Wer in ein Hospiz einzieht, hat meist „zwischen wenigen Tagen und einigen Wochen zu leben“, heißt es auf der Website des Herner Lukas-Hospizes, in das Wortmann eingezogen ist. Er weiß das. Doch was man üblicherweise mit dem Begriff „todernst“ verbinden würde – nein, das lässt sich bei ihm nicht finden. Man wagt kaum, es zu sagen, aber: Er wirkt fast heiter.

Frisch frisiert und rasiert liegt er im Bett, die Arme auf der hellblauen Decke ausgestreckt. Beinahe angeregt, als gelte es, ein interessantes Problem zu erörtern, erzählt er vom Sterben, vom Abschiednehmen. In dem Einzelzimmer mit dem hohen schrägen Dach leuchten kleine Strahler gemütlich gelb auf ihn herab. Durch die bodentiefen Fenster schaut er in das Gärtchen, in dem der Wind buntes Laub über den Rasen weht.

„Von außen“, sagt der ehemalige Rechtsanwalt und Notar, „sehe ich vielleicht noch o.k. aus, aber innen ist nichts mehr o.k., da sind überall Metastasen“. Er lächelt kurz und zieht die Bettdecke straff über seinen Leib, als wolle er verbergen, was darunter lauert. Im Hintergrund gluckert das hüfthohe Sauerstoffgerät, das mithilfe eines kleinen Schlauches Sauerstoff in Wortmanns Nase pumpt. Er atmet schwer, dann sagt er wie beiläufig einen Satz, der das Weltbild vieler Menschen ins Wanken bringen könnte: „Man muss keine Angst haben vor dem Sterben“.

Es gibt mindestens zwei Gründe, die ihn zu dieser Aussage bewegen. Sein Gottvertrauen ist der eine. Der andere besteht darin, dass Wortmann den Segen der Palliativversorgung entdeckt hat – also einer Betreuung, die nicht mehr auf körperliche Gesundung zielt, sondern auf Geborgenheit, Wohlergehen und Schmerzminimierung bis zum Tod. Sie wird ambulant, auf Krankenhausstationen und in Hospizen angeboten. Doch noch immer, so stellen die Patientenbeauftragten von Bund und Ländern regelmäßig fest, wissen zu wenige Menschen um deren Möglichkeiten.

Vor einiger Zeit gehörte auch Wortmann noch zu diesen Menschen. Es ist etwa zwei Monate her, da beginnt sein Krankenhausaufenthalt – und seine Leidensgeschichte. Mit Operationen, Bestrahlungen, wechselnden Stationen und finsternen Diagnosen: beidseitiger Lungenkrebs, Metastasen in Hirn, Leber, Nieren, Milz, dazu die Lungenerkrankung COPD, schließlich ein Tumor in den Därmen, der vor zwei Wochen eine nächtliche Not-OP erforderlich macht. Bis zu dieser OP kann er allein zur Toilette gehen, bis dahin hat er auch noch weit reichende Pläne. Den Geburtstag seiner Frau im Juni will er feiern. Und nach Hause würde er ebenfalls zurückkehren, so glaubt er.

Doch seit der OP kann er nicht aus dem Bett aufstehen. Auch manch anderes funktioniert nicht mehr. Auf der Palliativstation des Bochumer Sankt-Josef-Hospitals führt er ernste Gespräche. Einen Arzt seines Vertrauens fragt Wortmann: „Sagen Sie ehrlich, wann bin ich an der Abbruchkante?“ Die Antwort ist, bei aller ärztlichen Vorsicht, wenig ermutigend. „Klar, das ist erschütternd, jeder Mensch will ja leben“, sagt Wortmann. „Aber ich hatte mich mit dem Gedanken des Loslassens schon seit Längerem beschäftigt“.

Dieses Loslassen wird nun konkret. Dass er in sein hübsches Haus in Bochum-Wattenscheid, in sein altes Ehebett zurückkehren könnte – von der Idee verabschiedet er sich. Stattdessen raten ihm die Ärzte zu einem Hospiz. Mit seiner Frau führt er tränenreiche Gespräche. 40 Jahre sind sie verheiratet. Besonders schwer fällt es den beiden Söhnen. Wortmann erzählt von dramatischen Dialogen. „Vater, du hast uns so viel gegeben, wir wollen dir was zurückgeben. Du musst noch bleiben“, appellieren sie an ihn. „Vor der Not-OP bist du doch noch gelaufen“. Er solle sich weiter therapieren lassen, beschwören sie den Vater. Aber dann erhalten sie die Arztberichte zur Lektüre. Nach einigen Tagen hat die ganze Familie es akzeptiert: Es gibt kein Zurück. Und Wortmann ist, wie er beteuert, „froh, dass wir alle nun diesen Lernprozess durchlaufen haben. Das macht alles einfacher.“

Bei dem Klärungsprozess helfen ihm auch Gespräche mit dem Personal des Bochumer Sankt-Josef-Hospitals. Auf die Ärzte und Pfleger der Palliativstation lasse er „nichts kommen“, sagt er. Im Vergleich zu Normalstationen „nehmen sich Beschäftigte einer Palliativstation weit mehr Zeit für den einzelnen Patienten“, berichtet Stationsarzt Benjamin Paul. „Auf der Palliativstation geht es nicht mehr um das Heilen des Körpers, sondern neben der Schmerzminimierung um Begleitung, darum, als Ansprechpartner bereit zu stehen“.

Wortmann setzt sich nun bescheidenere Ziele. Der Geburtstag seiner Frau im Juni? Ist weit hin. Der vierte Mai? An dem Tag haben sein Ältester und er Geburtstag, das wollten sie eigentlich zusammen feiern. Aber auch der ist weit weg. Er visiert ein anderes Ziel an: Heiligabend. „Und wenn das nicht mehr klappt, dann feiern wir Weihnachten notfalls Anfang Advent vor. Mit Tannenzweigen im Zimmer und, wer weiß, Cateringservice oder so“, sagt Wortmann. Das wäre in rund zwei Wochen. „Das Wichtigste ist eh, dass wir als Familie zusammensitzen und uns umarmen können“, schiebt er hinterher. Und betrachtet die Fotos auf dem Nachttisch: eins zeigt die Kinder, eins seine Frau, arm in arm mit ihm. Da hat er noch volles Haar und dichten Oberlippenbart.

Vor gut einer Woche zog Wortmann in das Lukas-Hospiz. Nun liegt er in einem höhenverstellbaren Krankenbett. Und beteuert mit ausgestrecktem Zeigefinger, hier fühle er sich „bestens betreut“. Und: Er fühle sich sicher. Was insbesondere an den Medikamenten liegt. „Ich wurde schmerzfrei gestellt mit Morphin. Wegen der vielen Krebsgeschwüre. Autofahren dürfte ich nicht mehr“. Dass es diese Möglichkeit gebe, sei eine große Erleichterung. Vor allem nachts, wenn Ängste hochkämen, wenn das Atmen schwer falle, sei sofort geschultes Fachpersonal zur Stelle und erhöhe die Morphin-Dosis. Zuhause ginge das so nicht.

„Ich weiß jetzt, dass kein Mensch Schmerzen erleiden muss vor dem Sterben. Wenn ich mich dabei quälen sollte, dann könnte man mir hier rasch helfen“, erzählt er. Zudem sind die Mitarbeiter (erst der Palliativstation in Sankt Josef und nun) im Hospiz redlich bemüht, ihm Geborgenheit zu vermitteln. „Die versuchen einem jeden Wunsch zu erfüllen“, lobt Wortmann. Das ist kaum übertrieben. Hospizleiterin Anneli Wallbaum hat seinem Plan einer vorgezogenen Weihnachtsfeier

sogleich zugestimmt. Ein Raum für Festivitäten stehe bereit (dort heiraten Hausbewohner schon mal kurz vor dem Tod oder feiern Brillant-Hochzeit). Und einen Cateringservice könne man natürlich beauftragen, sagt sie.

Überhaupt gilt in Hospizen, sofern es um Patientenwünsche geht, die Devise „Geht nicht – gibt’s nicht!“, wie Wallbaum sagt. Als Wortmann für das Gespräch mit WELT AM SONNTAG kurzfristig seine verbliebenen Haare frisieren will, wird binnen Stunden ein Friseur aufgetrieben. Wenn Patienten den Wunsch äußern, die Sonne auf der Nase zu spüren, werden sie, notfalls mit Apparaten und Schläuchen, in ihren Betten in den hübschen Innenhof mit der Sonnenterrasse und dem plätschernden Brunnen geschoben. Und als sich einst eine Patientin ein Tattoo ihres Herzensvereins Borussia Dortmund stechen lassen wollte, wurde ein Tätowierer aufgetrieben – 14 Tage vor dem Tod der jungen Frau.

In dieser Atmosphäre hat Wortmann sich für das, was bevorsteht, gewappnet. Zum Beispiel für seine Beerdigung: „Wenn die Menschen nach dem Gottesdienst die Kirche verlassen“, erzählt er, „sollen meine Söhne meine Frau in die Mitte nehmen, damit sie weiß, dass ihre Kinder sie tragen. Meine Schwiegertochter in spe soll ebenfalls in der ersten Reihe mitgehen, damit sie weiß, dass sie zur Familie gehört“. Und weil Wortmann Christ ist, konnten seine Frau und er einander in traurig-tröstlichen Gesprächen versprechen, dass sie nach dem Tod bei Gott wieder zueinander finden wollten – dann für immer. Plötzlich, während er all das mit einem federleichten Lächeln erzählt, unterbricht er sich. Schaut hinaus in das Gärtchen, das von der tief stehenden Herbstsonne orange gefärbt wird. Und sagt wieder so einen Satz, der finstere Weltbilder ins Wanken bringen könnte: „Louis Armstrong hat recht: It’s a wonderful world.“ Dann blickt er fragend, ob das Gesagte auch angekommen ist, und setzt mit ausgestrecktem Zeigefinger nach: „Ich mein’s ernst.“